

Vom Recht, Bescheid zu wissen. Partizipative historisch-politische Bildung zu den nationalsozialistischen Massenverbrechen.

Matthias Heyl

In den vergangenen Jahren ist im auf die nationalsozialistischen Massenverbrechen bezogenen deutschen Erinnerungsdiskurs wiederholt ein mehrfaches „Unbehagen an der Erinnerungskultur“ formuliert worden (etwa: Assmann 2013; Giesecke/Welzer 2012; Heyl 2017). In den Debatten wurden u. a. eine ritualisierte, oft exklusive und exkludierende Auseinandersetzung mit den Verbrechen kritisiert, der von einem gewissen „Aufarbeitungsstolz“ getragen ist, der den Anschein erweckt, als wolle die deutsche Gesellschaft, nachdem sie die „Weltmeisterschaft im Morden“ anstrebte, nun die im „Aufarbeiten“ für sich beanspruchen (Heyl 2017). Da einer meiner Urgroßväter Schneider war, der verschlissene Anzüge „aufarbeitete“, also wieder tragbar machte, habe ich einen deutlichen, assoziativen Vorbehalt gegenüber dem Begriff der „Aufarbeitung der Vergangenheit“.

In der historisch-politischen Bildung wurde nur sukzessive reflektiert, dass die deutsche Gesellschaft etwa durch Migration diverser, vielfältiger geworden ist, und dass auch die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus dies reflektieren muss (etwa: Georgi 2003; Gryglewski 2013; Gryglewski 2015). Erst allmählich setzt sich durch, dabei nicht etwa an Angebote „für“ Jugendliche „mit Migrationshintergrund“, sondern historisch-politische Bildung zu den nationalsozialistischen Massenverbrechen als partizipatives, multidirektionales Geschehen zu verstehen, also an gemeinsam konzipierte und gestaltete Bildungsformate.

Mir geht es hier darum, einen zweifachen Perspektivwechsel vorzuschlagen.

1. Während viele Angehörige meiner Generation eine „Pflicht, zu erinnern“ verspüren, möchte ich das „Recht, Bescheid zu wissen“, etablieren. Daraus leite ich ab, dass die, die an Bildungsprozessen, die die nationalsozialistischen Verbrechen in ihrem historischen und damit auch immer gesellschaftlichen Kontext zum Gegenstand haben, beteiligt sind, auch das Recht haben, diese aktiv mitzugestalten, also selber Akteur*innen einer lebendigen Erinnerungskultur zu werden.
2. Die Geschichtsdidaktik fordert, dass jede Beschäftigung mit Vergangenen einen „Gegenwartsbezug“ braucht. Ich schlage vor, die Blickrichtung zu ändern. Für die „Gegenwartsbewältigung“ (Czollek 2020) und die Gestaltung unserer gemeinsamen Zukunft bedürfen wir immer auch eines „Vergangenheitsbezugs“. Das Vergangene, die Geschichte, ist das, was uns zur Verfügung steht, zu begreifen, wann etwa eine Gesellschaft zu kippen droht. Die Analyse und Deutung der Geschichte kann uns helfen, gegenwärtige gesellschaftliche Risiken kenntnisreicher in den Blick zu nehmen. Die Beschäftigung mit Geschichte, die die Gegenwart von gestern und anderen war, kann uns befähigen, auch unsere Gegenwart besser zu begreifen, die bald Geschichte sein wird. Historisches gesellschaftliches Gelingen und Scheitern zu verstehen, um es selber „besser zu machen“, liegt in unser aller ureigenstem Interesse. Dumm blieben wir, wenn wir aus der Beschäftigung mit der Geschichte nicht klüger werden wollten.

Ich möchte hier zwei Projekte aus meiner Ravensbrücker gedenkstättenpädagogischen Praxis vorstellen und gerne mit ihnen diskutieren, die versuchen, diesen Perspektivwechsel konkret werden zu lassen. Beide Projekte, „Silence is no longer here, because of us“ und „All in“, versuchen Räume zu schaffen, in denen die Teilnehmenden ihre eigene Stimme und Haltung in der Auseinandersetzung mit Geschichte finden und zum Ausdruck bringen können.

1. „Silence is no longer here, because of us“

2005 entschloss sich die Dr. Hildegard Hansche Stiftung, deren Namensgeberin und Stifterin selber Überlebende des Frauen-Konzentrationslagers war, ein „Ravensbrücker Generationenforum“ ins Leben zu rufe. 50 Jugendliche sollten Gelegenheit erhalten, intensiver mit Überlebenden ins Gespräch zu kommen. Vier Tage verbrachten die Teilnehmenden gemeinsam in der Gedenkstätte. Nachdem die Jugendlichen und jungen Erwachsenen den Ort kennengelernt hatten, hatten sie Gelegenheit, die Überlebenden kennenzulernen. 2018 waren das Selma van de Perre (Jg. 1922), Batsheva Dagan (Jg. 1925), Judith Vargas (Jg. 1927) und Emmie Arbel (Jg. 1937). In den Gesprächen ging es um ihr Leben vor, in und nach Ravensbrück. Die Teilnehmenden hatten Gelegenheit, an zwei Vormittagen intensiver ins Gespräch mit den Überlebenden kommen. Auch während der Mahlzeiten und anderer Aktivitäten lernten sie diese vitalen Frauen kennen. Batsheva trug eingangs ihr Gedicht „An die, die zögern zu fragen“ vor, das den Akzent auf den Dialog setzte:

An die, die zögern zu fragen

Fragt heute,
denn heute
ist das Gestern
von Morgen.

Fragt heute,
denn morgen
entdeckt ihr plötzlich,
dass es schon zu spät ist!

Fragt heute,
denn heute
gibt es noch Zeugen!

Fragt heute,
denn morgen
wird es nur Literatur sein
oder Auslegung.

Was fehlen wird, wenn das Morgen kommt,
ist Blickkontakt und Erwidern
eine Antwort auf jede Frage
in Worten oder Miene.

Fragt nochmals!
Fragt immer wieder!
Jetzt ist es Zeit!
Gestern kehrt nicht wieder. (Dagan 2010³, 11)

Mit diesen Worten fordert sie die Teilnehmenden auf, zu fragen, beschreibt das Besondere, das darin liegt, Zeitzeug:innen befragen zu können, und hat doch auch die Endlichkeit dessen vor Augen.

2017 kam eine der Überlebenden während des „Ravensbrücker Generationenforums“ nach einem Zusammenbruch ins Krankenhaus. Wir begriffen, dass wir diesen uns so lieb gewordenen Frauen die Anstrengungen von langer Reise, Rückkehr an den einstigen Lagerort und die intensiven Gespräche nur noch bedingt zumuten können. Die „Ladies“, wie sie von den Teilnehmenden liebevoll und anerkennend genannt werden, waren da bereits zwischen 82 und 97 Jahre alt. Also kamen wir

überein, für 2018 ein letztes „Generationenforum“ zu planen und die Überlebenden zu fragen, ob sie sich mit uns auf ein Experiment einlassen würden.

In der „Gedenk-Szene“ debattiert man seit längerem über den Wandel vom „kommunikativen“ oder „kommunizierten“ zum „kulturellen Gedächtnis“. „Kulturelles Gedächtnis“ werde die Erinnerungskultur prägen, wenn die lebendigen Stimmen der Überlebenden einmal nicht mehr zu hören sein werden. Wir überlegten, wie wir diesen Übergang gemeinsam – partizipativ – mit den Überlebenden gestalten könnten.

Hier braucht es einen kleinen Exkurs in das Jahr 2006. Kurz zuvor war der Hamburger Filmemacher Jens Huckeriede der Geschichte der „Gebrüder Wolf“ nachgegangen, einer jüdischen Familie, die am Hamburger Spielbudenplatz ein Theater betrieb, in dem sie plattdeutsches Volkstheater mit Musik- und Filmeinlagen auf die Bühne brachte. Bei seinen Recherchen stieß Huckeriede in den USA auf den Rapper Dan Wolf, der wenig über seine künstlerisch tätigen Vorfahren wusste. Dan kam mit seinem Kollegen Tommy Shepherd nach Hamburg, und Jens Huckeriede brachte die amerikanischen Rapper mit der vielfältigen Musikszene der Hansestadt zusammen. Ein Film und eine CD entstanden, in der heutige Musiker:innen die Lieder der „Gebrüder Wolf“ interpretierten. Da ich zwischen 1996 und 2002 mit Huckeriede zusammengearbeitet hatte, bekam ich auch aus der Ferne mit, was da abging.

Da sich im Generationenforum gleich drei der jugendlichen Teilnehmer in den Abendstunden als Rapper entpuppten, entstand die Idee, einen „HistoryHipHop“-Workshop auszuschreiben, in dem die Rapper:innen, Breaker:innen und Street-Dancer:innen aus Berlin und Bredereiche Gelegenheit erhalten sollten, mit den amerikanischen Rappern Dan und Tommy zusammenzutreffen. Jens Huckeriede brachte noch den Hamburger Rapper Mad Max mit. An einem Wochenende im September 2006 entstand eine Performance, die am Dienstag darauf in der Mehrzweckhalle Fürstenberg aufgeführt wurde. Den Abschluss der Performance bildete das Stück „Stateless“, in dem Dan seine German-Jewish roots thematisierte. Die Erwartung vieler war, dass das nicht zusammengehen könne: Ravensbrück und Rap. Aber es ging eben doch zusammen. Jens Huckeriede hat das Projekt filmisch dokumentiert, seinen Film aber vor seinem plötzlichen Tod nicht mehr fertigstellen können. Aus seinen Filmsequenzen habe ich dann mit dem Einverständnis aller Beteiligten eine Dokumentation zusammengestellt, die auf Youtube zu finden ist.¹

Nachdem die Gedenkstätte Ravensbrück den Mut zu diesem damals noch gewagten, experimentellen Projekt aufgebracht hat, hat es seine Fortsetzung in der Gedenkstätte Neuengamme erlebt und ging bald – mit Unterstützung des Hamburger Stadtteil- und Kulturzentrums MOTTE und des „European Network for Remembrance und Solidarity“ unter dem Titel „Sound in the Silence“ auf Tour. Und kam so 2017 nach Ravensbrück zurück. Auch diese „Edition“ wurde filmisch dokumentiert.²

So entstand die Idee, das „Ravensbrücker Generationenforum“ 2018 mit „Sound in the Silence“ zusammenzuführen. Die Künstler:innen waren sofort angetan, und auch die Überlebenden wollten sich auf dieses Experiment einlassen. Allerdings war Batsheva ein leichtes Zögern anzumerken, als Tommy sie fragte, ob er ihr Gedicht „Ask today“ rappen dürfe. Am Ende durfte er, und so gingen Batshevas Worte in die abschließende Performance ein.³ Einen Monat nach der Performance schrieb Batsheva in einer eMail aus Israel, dass wir uns gemeinsam aufgemacht hätten, eine neue Form der

¹ <https://www.youtube.com/watch?v=5MGQOuvvrQQ>, letzter Aufruf 11.09.2022

² <https://www.youtube.com/watch?v=hsciYtf74po>, letzter Aufruf 11.09.2022

³ <https://www.diemotte.de/de/mediathek/sound-in-the-silence-2018-ravensbrueck-video-deutsch/>, letzter Aufruf 11.09.2022

Erinnerung zu suchen, und das sei gelungen. Sie fühle sich bereichert und teil den Reichtum mit anderen. Am Ende schrieb sie: „Was wird das nächste Generationenforum bringen?“

Also fand 2019 ein zweites Mal „Ravensbrücker Generationenforum‘ meets ‚Sound in the Silence““ statt. Die vier Überlebenden nahmen dann auch an den Corona-bedingten virtuellen Editionen 2020 und 2021 teil.

Es sind gleich mehrere Faktoren, die dieses Projekt für mich besonders wertvoll erscheinen lassen:

- Die aktive Beteiligung Überlebender erlaubt es den Teilnehmenden, Geschichte aus erster Hand zu erfahren, die durch die wissenschaftlich fundierten Kenntnisse des Teams der Bildungsabteilung gerahmt werden.
- Es sind mit der Gedenkstätte, der MOTTE, der RAA Mecklenburg-Vorpommern und der Hansche Stiftung außerschulische Träger und Förderer der historisch-politischen Bildungs- und Kulturarbeit, die das Projekt initiiert haben.
- Das Team versierter Künstler:innen mit dem künstlerischen Leiter Dan Wolf, der Tänzerin Kat Rampackova, der Rapperin Lena Stoehrfaktor, dem Audio-Künstler Christian W. Find, der Poetry-Slammerin Aïcha Ben Mansour, der Comic-Zeichnerin Lisa Frühbeis und der Filmemacherin Diana Gróo vermag es, den Teilnehmenden innerhalb weniger Tage das Selbstvertrauen zu vermitteln, sich mit einer Performance vor ein Publikum zu wagen.
- Die Teilnehmenden werden nicht über die Geschichte belehrt, sondern setzen sich mit ihr aktiv auseinander. In der Arbeit an der Performance können sie nach unterschiedlichen künstlerischen Formen suchen, ihren Erkenntnissen, Wahrnehmungen, Emotionen und ihrer Haltung zur Geschichte Ausdruck zu verleihen.

Unser Freiwilliger Anton Spevak schrieb einen Text, der Teil der Performance wurde:

„Ich weiß nicht, wie es in der Gedenkstätte Ravensbrück in 30 Jahren aussehen wird. Gibt es Virtual-Reality-Brillen für die Besucher:innen? Gibt es Augmented-Reality-Apps für die Besucher:innen? Gibt es noch Besucher:innen?

Wird Ravensbrück in Vergessenheit geraten sein?

Oder versunken im oberflächlichen-KZ Tourismus, weil niemand mehr in Sachsenhausen reinpasst?

Ich habe zwar persönlich, subjektiv das Gefühl, dass gerade in den vergangenen Jahren der Ausruf ‚Never forget, Niemals vergessen!‘ wieder an Bedeutung gewinnt. Aber einerseits ist mir schmerzlich bewusst, dass diese Rufe, wenn überhaupt, dann wahrscheinlich nur in meiner linken Blase lauter werden. Und andererseits ist mir ebenso bewusst, dass es sich dabei in erster Linie um eine Reaktion auf die aktuelle, gegensätzliche, politische Entwicklung handelt.

Ich will ja optimistisch sein, aber es fällt mir schwer. Ich will ja in mich gehen und einfach den Klängen, die dieser Ort mir bietet, lauschen, aber es fällt mir schwer. Ich will ja versuchen die Ruhe, den Wind und die entfernten Bau Geräusche in einen Einklang mit der Vergangenheit dieses Ortes zu bringen, aber es fällt mir schwer. Es ist mir nicht möglich.

Vor zwei Tagen sind wir als Gruppe über das ehemalige Häftlingslager gegangen und haben an diesem stillen, nahezu andachtvollen Ort sonderbare Geräusche gemacht. Das Ziel war in Einklang mit uns selbst zu kommen und die Resonanz des Ortes zu erkunden.

Habe ich das für mich geschafft? Ich weiß es nicht. Ich bin mir nicht sicher.

Ich weiß nur, dass mir zu anfangs das, was wir getan haben, die skurrilen Geräusche, die wir gemacht haben, ziemlich lächerlich vorkamen. In ihrer Schrilheit und Zufälligkeit fand ich die Art und Weise, in der sie die Stille dieses traurigen Ortes störten, unpassend. Es kam mir falsch und komisch und

künstlich vor, an so einem Ort die Stille zu füllen, es kam mir unpassend vor ‚sound in the silence‘ zu kreieren.

Aber dann habe ich nachgedacht. Dieser Ort war nie leise. Nicht als hier vor 1938 nur Natur und ein Badestrand waren, nicht zu Lagerzeiten, nicht zu Zeiten der Sowjets.

Und wenn man plötzlich aufhören würde zu gedenken, wenn man aufhören würde, diesen Ort in Stand zu halten, und die Natur den Ort zurückerobern würde wie im ehemaligen Siemenslager, wäre ebenfalls keine Stille.

Die Stille in der Gedenkstätte und der von der Stille ausgehende Pathos wird vom Menschen künstlich erzeugt und erhalten. Ich sage nicht, dass wir aufhören sollten, diesen Ort zu erhalten. Ich sage nicht, dass wir diesen Ort wie jeden anderen behandeln sollten. Nein, ganz im Gegenteil. Wir dürfen niemals vergessen, was geschehen ist. Ich sage nur, dass es okay ist, ‚sound in the silence‘ zu kreieren. Vielleicht von Zeit zu Zeit sogar nötig.“

Und die Berliner Poetry-Slamerin Aïcha Ben Mansour eröffnete den Rap der Performance mit den Worten:

„Ich fühl mich leer, taub, innerlich zerrissen
Die Gedanken in meinem Kopf
Sie lassen mich nicht los
Ich weiß nicht wohin mit mir
Wohin mit diesen Gefühlen

Es ist schön hier
Es ist bedrückend hier
Es ist krank
Krank, dass wir in Häusern der Aufseherinnen schlafen
Krank, was hier passiert ist
Und krank, dass es trotzdem schön ist hier

Dieser Gedanke ist krank
Und lässt mich nicht los
Das Gefühl der Kälte lässt mich nicht los
Die Stille lässt mich nicht los

Denn nachts
Wenn es still ist
Dunkel ist
Und kalt
Packt mich diese Stille und
Wird gefüllt von
Tausend Stimmen die mich festhalten
Vor Augen halten
Wo ich bin
Was hier passiert ist
Und dass die Stille, die ich höre
Keine Stille ist
Dieser Ort ist gefüllt von tausend Stimmen, die gehört werden wollen
Die frei sein wollen
Die Geschichte erzählen
Und so reißen sie mich aus dem Schlaf und fangen an zu erzählen.“

Lou ergänzt:

„Ich sitze auf der Wiese und ich höre den Wind
Während in den Bäumen irgendwo ein Vogel singt
Ich find es kaum erträglich diese Schönheit zu sehen
Und zwei Minuten später auf der Schlacke zu stehen

Die Schlacke, das ist ohnehin nur eine Imitation,
Der Versuch eines Erinnerns, eine Illustration
Dessen was auf ewig unbegreiflich bleibt zeigt sich in den Spuren der Vergangenheit

Zurück auf der Wiese spür ich diesen Widerspruch
Muss mit der Spannung leben, mit diesem Bruch
Die einzige Möglichkeit damit umzugehen, ist zu versuchen zu versuchen zu versuchen zu verstehen.“

Der Rap endet mit den Worten:

„We are no longer silent

We are loud together,
Strong together,
We never surrender,
We'll fight to remember.“

In den Jahren 2020 bis 2022 wurde das Projekt mit Mitteln der Beauftragten für Kultur und Medien im Förderprogramm „Jugend erinnert“ gefördert. Studierende erhielten Gelegenheit mit den Überlebenden zusammenzukommen, solange dies noch möglich ist, und eine Performance zu entwickeln, die in Ravensbrück, dem historischen Tatort und der heutigen Gedenkstätte, aufgeführt wird. Uns war daran gelegen, mit den Studierenden darüber zu reflektieren, was Formen kultureller Bildung zu einer historisch-politischen Bildung beizutragen haben. Gerne hätten wir mit Drittmitteln aus anderen Quellen noch jeweils eine Herbst-Edition für Jugendliche aus Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Hamburg und Berlin anbieten, an der die Studierenden wiederum als beteiligte Beobachter:innen teilnehmen könnten, um zu einer wissenschaftlichen Evaluation beizutragen.

Die Corona-Pandemie machte eine persönliche Begegnung in Ravensbrück in den Jahren 2020 und 2021 unmöglich. Wir haben eine virtuelle Edition entwickelt, in der die Studierenden der beteiligten Universitäten Gießen, Hildesheim und Osnabrück Gelegenheit hatten, online mit den Überlebenden ins Gespräch zu kommen und mit den Künstler:innen in webbasierten Workshops zusammenzuarbeiten. Da einige der Gespräche und Workshop-Module aufgenommen werden, konnten 2020 deutlich mehr als die ursprünglich angedachten 30 Studierenden an dem Projekt teilnehmen. Es entstanden Online-Formate, die auch von Schulen und außerschulischen Bildungsträgern genutzt werden können.

Das „Leuchtturm-Projekt“ „Ravensbrücker Generationenforum“ geht damit unweigerlich in seiner bisherigen Form seinem Ende entgegen. Aber da bereits jetzt Angehörige der zweiten und dritten Generation daran – nicht als möglicher Ersatz, sondern zur Unterstützung der Überlebenden – teilnehmen, und die Nichte von Emmie sagte, „Sound in the Silence“ habe ihr erstmals die Chance gegeben, sich als Teil der zweiten Generation „auszudrücken“, sind neue Formen denkbar, das Wort „Generationenforum“ auch dauerhafter mit Leben zu erfüllen. „Leuchttürme“ sind nicht nur einsam aus der Landschaft herausragende Gebäude, keine bloßen Scheinwerfer, sondern Wegmarken, die scheinen und leuchten dürfen, aber eben auch den Weg weisen sollen.

2. Kurzer theoretischer Exkurs: Die „mehrfache ‚Wendung aufs Subjekt‘“

Multiperspektivität in biographischer wie situativer Konkretion ermöglicht die „Wendung aufs Subjekt“, wie sie Theodor W. Adorno eingefordert hat (Adorno 1959: 571; Adorno 1966: 676) die – mit Kurt Brendler gesprochen – eine „reflexive Wendung auf das Selbst und Verstehen der Schuld“ als „Wiedergewinnung von Distanz zu den Tätern und Opfern durch Einsicht in die psychologischen Mechanismen und moralischen Implikationen von Gleichgültigkeit, Feigheit und Destruktivität; Wahrnehmung des eigenen täteraffinen Antriebspotentials“ ermöglicht (Brendler 1991,248).

Diese „reflexive Wendung“ schließt aber eine zweite „Wendung aufs Subjekt“ im pädagogischen Bildungs- und Auseinandersetzungsprozess ein: die notwendige Wahrnehmung der Lernenden als Subjekte. Das heißt, dass die pädagogische Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus und seinen Verbrechen in einer deutlichen Subjektorientierung die Interessen der Teilnehmenden als einen der Ausgangspunkte jeglicher Auseinandersetzung und Projektarbeit reflektieren und ansprechen müssen.

Bereits im Beutelsbacher Konsens von 1976 wurde mit Bezug auf die „Schülerorientierung“ formuliert, die Schüler:innen sollten in die Lage versetzt werden, eine politische Situation und ihre eigene Interessenlage zu analysieren, sowie nach Mitteln und Wegen zu suchen, die vorgefundene politische Situation im Sinne ihrer eigenen Interessen zu beeinflussen. Daraus lässt sich für die historisch-politische Bildung die Notwendigkeit ableiten, die Jugendlichen in die Lage zu versetzen, eine historische Situation und ihre eigenen Bezüge zu ihr zu analysieren, um nach Mitteln und Wegen suchen zu können, eine eigene Position zur vorgefundenen historischen Situation im Sinne ihrer eigenen Interessen zu finden. Zum Spannungsfeld von Ausgewogenheit und Kontroversität wurde man sich in Beutelsbach einig, dass, was in Wissenschaft und Gesellschaft kontrovers sei, auch im Unterricht kontrovers erscheinen müsse. Reflexivität, Kontroversität und Diskursivität haben seitdem zunehmend Bedeutung in der historisch-politischen Bildung erhalten. Die seinerzeit an erste Stelle gesetzte Forderung eines Überwältigungs- und Indoktrinationsverbots ist angesichts der besonders überwältigenden Verbrechen Geschichte des Nationalsozialismus von ebenso besonderer Bedeutung: Es sei nicht erlaubt, die Jugendlichen – mit welchen Mitteln auch immer – im Sinne erwünschter Meinungen zu überrumpeln und damit an der Gewinnung eines selbstständigen Urteils zu hindern.

Mir ist es am Ende wichtig, eine mehrfache Subjektorientierung in der historisch-politischen Bildungsarbeit als unabdingbaren und unhintergehbaren Standard gedenkstättenpädagogischer Praxis festzuschreiben. So wie Gedenkstätten, die auf historische Verbrechen, Gewalterfahrung und Gewaltausübung verweisen, den Opfern als Subjekten verpflichtet sind, ist die gedenkstättenpädagogische Bildungsarbeit darauf verpflichtet, allen Akteuren des Bildungsprozesses den Respekt ihres Subjektstatus zu zollen – denen, deren Geschichte Gegenstand der Auseinandersetzung ist, wie denen, mit denen die Auseinandersetzung betrieben wird, also Lehrerinnen und Lehrer, Jugendlichen und Gedenkstättenmitarbeiterinnen und -mitarbeitern. Das schließt die Offenheit ein, sich nicht nur dem Risiko der Kontroverse auszusetzen, sondern Kontroversität sichtbar und verhandelbar zu machen, die in der Heterogenität der Ansprüche kaum ausbleiben kann. Wie Sutor schreibt: „Der rationale und kommunikative Anspruch politischer Bildung“ an sich könne

„nur eingelöst werden, wenn die subjektive Reflexion auch zu einer intersubjektiven wird, die Teilnehmer also zu Perspektivenaustausch und -wechsel fähig und bereit sind, und wenn darüber hinaus der Erfahrungshorizont der Gruppe überschritten wird im Bemühen um die Erkenntnis der Wechselwirkungen zwischen eigener Lebensgeschichte und gesellschaftlich-politischen Entwicklungen.“ (Sutor 2002, 27)

Schließlich sei Ziel jeder „Subjektorientierung politischer Bildung“, die „auch als Erfahrungs- oder Teilnehmerorientierung bezeichnet“ werde,

„die Teilnehmer aus ihrer pädagogischen Objektrolle zu lösen, sie zur Artikulation und Reflexion ihrer eigenen Meinungen, ihrer Erfahrungen, ihrer Lebensgeschichte zu motivieren, dabei ausdrücklich auch das Emotionale zur Geltung kommen zu lassen.“ (Sutor 2002, 27)

Das setzt auch eine hohe pädagogische Professionalität voraus, die an beständigen Überforderungen Schaden zu nehmen droht. Zur Professionalität gehört dann auch, nicht nur die Grenzen der anderen zu respektieren, sondern auch die eigenen Grenzen zu kennen und zu respektieren.

Ich behaupte aus der Empirie meiner Praxis heraus:

1. Der Versuch, in einer betroffenenpädagogischen Setzung Empathie erzeugen zu wollen, funktioniert schlichtweg nicht, da
 - a) er Widerstandspotenziale Jugendlicher gegen eine Choreografie der Emotionen von außen weckt – eine gleichsam gesunde Haltung und ein ganz normaler psychischer Reflex gegenüber Überwältigungsversuchen durch Dritte.
 - b) Überwältigung selbst Ausdruck des Fehlens, der Abwesenheit, des Versagens von Empathie ist. Empathiebildung setzt Übung von und in Empathie voraus. Wie sollen Jugendliche in einer Situation Empathie entwickeln können, wenn wir es ihnen gegenüber gerade dann an der ihnen zustehenden Empathie fehlen lassen?
2. Der Versuch, in einer betroffenenpädagogischen Setzung Empathie erzeugen zu wollen, ist auch ethisch unzulässig. Gerade an einem historischen Ort totaler Überwältigung scheint es mir gänzlich unlauter,
 - a) die überwältigenden Gewalterfahrungen der Opfer verzwecken und instrumentalisieren zu wollen und
 - b) Formen der Überwältigung gegen Jugendliche in Stellung zu bringen, um sie emotional zu berühren.

Das Lernen am außerschulischen Ort bietet Chancen – generell, aber hier im Besonderen, da die Gedenkstätten ihre anlassgebende Geschichte gleichsam materiell verbürgen. Dennoch dürfte die Wirkung gedenkstättenpädagogischer Projekte begrenzt sein, da sie in der Regel kurz sind und aus den geübten schulischen Routinen herausfallen, für die Jugendlichen aber die Adaption rückversichernder konventioneller Rahmungen (oft werden von Erwachsenen genannt: Kirchengang oder Friedhofsbesuch) meist schwierig oder unmöglich ist, da sie an diesen den Erwachsenen vertrauten Konventionen gar nicht mehr hinlänglich teilhaben. Der Gedenkstättenbesuch läuft Gefahr, als eigene Form der historischen Sonderpädagogik missverstanden zu werden und damit sein Potenzial zu verlieren.

Gerade Gedenkstätten tun gut daran, in ihrer Bildungsarbeit geschützte Räume für emotionale Wahrnehmungen und Äußerungen ihrer Besucherinnen und Besucher zu garantieren, ohne sich und die Gruppenteilnehmenden mit deren Ausgestaltung zu überfordern. Das gilt für „Leuchtturmprojekte“ wie „Sound in the Silence“, wie für den gedenkstättenpädagogischen Alltag.

3. „All in“

Seit 2015 wurde im politischen Feld immer wieder mal die Forderung laut, alle Jugendlichen, vor allem aber auch Migrant:innen, verpflichtend in die Gedenkstätten zu bringen. Zum einen reagierten Politiker:innen damit auf das Anwachsen der rechtsextremen Szene und ihrer Wählerschaft, und zum

anderen auf antisemitische Vorfälle, an denen Jugendliche und junge Erwachsenen mit Migrationshintergrund beteiligt waren. Ob KZ-Gedenkstätten der richtige Ort sind, um aus rechten und antisemitischen Jugendlichen multikulturelle und multikulinarische Demokrat:innen zu machen, darf bezweifelt werden. Die Bildungsarbeit dort kann keine „gedenkstättenpädagogischen Marienerscheinungen“ erzeugen. Und dass antisemitische Vorfälle meist von Tätern ohne Migrationshintergrund ausgehen, steht auch fest.

Immer wieder erreichen uns in den Gedenkstätten Anrufe wie der einer Dozentin, die geflüchtete Ärzte zur Approbation begleitet, die einen ihrer Kurse zum Besuch in Ravensbrück anmelden wollte. Sie erklärte auf eine verdruckte Weise, warum sie mit ihren Kursteilnehmenden kommen wollte und reagierte geradezu erleichtert, als ich geradeaus fragte, ob sie „auf diese Weise syrischen Flüchtlingen ihre antisraelischen Ressentiments austreiben“ wolle. „Sie können wohl Gedanken lesen!“ rief sie geradezu erleichtert. Ich versuchte ihr im weiteren Gespräch deutlich zu machen, dass dies kaum gelingen könne, da es da z. B. noch einen komplexen Nahost-Konflikt gibt, der mit Ravensbrück nichts zu tun hat. Etwa 20.000 der insgesamt 150.000 Ravensbrücker Häftlinge wurden als Jüdinnen und Juden verfolgt. Ob deren Schicksal antisemitische Besucher:innen dazu veranlassen würde, ihre Haltung in Frage zu stellen, darf ebenso bezweifelt werden, wie die Wirkung dieser Geschichte auf Haltungen zum/im Nahost-Konflikt. Meinen Vorschlag, den jungen Ärztinnen und Ärzten einen Themenschwerpunkt wie „Medizin im KZ“ anzubieten, der an ihre beruflichen Qualifikationen und Interessen anknüpfen könnte, wies die Dozentin erst weit zurück. Zum respektvollen Umgang mit unseren Besucher:innen gehört, dass wir uns bemühen, Zugänge zum Thema zu wählen, die ihnen einen eigen Zugang eröffnen könnten.

Ich bin überhaupt skeptisch, ob KZ-Gedenkstätten ein geeigneter Bildungsort für Flüchtlinge sind, die selber Zeit und Raum bräuchten, ihre Geschichten zu erzählen. Wer mit politischer Verfolgung, Krieg und Tod auf traumatische und traumatisierende Weise konfrontiert war, hat, in den Worten Annegret Ehmanns, die Konfrontation mit dem menschengemachten Leid in den deutschen Konzentrationslagern „so nötig wie eine weitere Wunde am Kopf“. Sie bräuchten Zeit und Raum, ihre Geschichte zu erzählen.

2018 hat mich Ehsan Abri vom Kieler Projekt „All in“ überzeugt, dass es auch anders geht. Ehsan ist selbst nach Deutschland geflüchtet und hat ein Projekt Geflüchteter gegen Antisemitismus und Rassismus ins Leben gerufen. Dabei arbeitet er mit dem Jüdischen Museum Rendsburg, der Jüdischen Gemeinde Kiel und der Gedenkstätte Ravensbrück zusammen. Die Teilnehmenden sind freiwillig dabei, wenn sie diese Einrichtungen und Gedenkorte in Berlin besuchen.

Der Kontakt entstand durch das Jüdische Museum Rendsburg, dessen Leiter im Studium als Honorarkraft in der Gedenkstätte Ravensbrück tätig war und wusste, dass hier Bildung auf Augenhöhe betrieben wird, wir uns also etwa der Risiken einer Retraumatisierung bewusst sind.

Beim ersten Besuch einer „All in“-Gruppe formulierte ich meine grundsätzlichen Bedenken, erzählte den Jugendlichen und jungen Erwachsenen, dass ich in Ravensbrück viele Überlebende getroffen habe, die selber Zeit und Raum brauchten, ihre Geschichten erzählen zu können, und dass ich ihnen von einigen dieser Geschichten erzählen wollte. So hörten sie bei unserer ersten Erkundung Geschichte in Geschichten von Selma, Batsheva, Judith, Emmie und anderen. Und da und dort brachten die Geflüchteten zum Ausdruck, dass sie ihre eigene Geschichte zu dem Gehörten in Beziehung bringen konnten. Einer der Teilnehmer sagte, als er von der Überfüllung der Lagerbaracken hörte, er wisse, was es bedeute, mit tausend Menschen auf engstem Raum eingepfercht zu sein, das habe er im Lager in Lybien erlebt, ohne es direkt vergleichen zu wollen. Ein anderer war erstaunt, als er ein Bild des Lagers sah. „Das war ja überirdisch“, rief er verdutzt aus. Sein Konzept von „Lager“ waren die in Kellern angelegten Gefängnisse und Folterzentren in Syrien.

Nachdem wir das Außengelände und die Ausstellungen der Gedenkstätte erkundet hatten, hatten die Teilnehmenden die Aufgabe, sich eine Geschichte, einen Gegenstand oder Ort zu suchen, die oder der sie besonders interessierte, um in ihrer Muttersprache einen kurzen Text zu schreiben, mit dem sie darauf reagierten. Die Mehrheit der Teilnehmenden schrieb den Text erst in deutscher Sprache, da sie in ihren Muttersprachen gar nicht alphabetisiert waren. Ziel war es, dann die Texte auf dem iPad einzulesen, um am Ende ein Soundfile zu haben, das Teil einer Audiothek werden sollte, die künftig die Statements der Jugendlichen online zugänglich macht. Im Seminar entstand die Idee, zu versuchen es hinzubekommen, dass jeder Text in jede anwesende Sprache übersetzt werden sollte. Die Geflüchteten haben einander geholfen, die Texte zu übersetzen, so dass einige der Aussagen am Ende zugleich auf Arabisch, in Farsi, Dari, Somali und in englischer und deutscher Fassung vorlagen.

Besonders eindrücklich ist mir in Erinnerung geblieben, wie wir die Ausstellung in der ehemaligen Villa des Kommandanten besuchten. Nach einer kurzen Einführung schauten sich die Teilnehmenden im Haus um und sprachen leise miteinander. Als ich die verschiedenen Stimmen und Sprachen im einstigen Haus des Kommandanten hörte, dachte ich: was für eine Genugtuung! Heute sind hier – mich eingeschlossen – lauter Leute im Haus, die der Kommandant sicher nicht gerne zu Gast gehabt hätte. Wir sind hier, und er nicht! Das erzählte ich der Gruppe, die die Genugtuung teilte.

Nach zwei Tagen intensiver Arbeit galt es am dritten Tag in einer Abschlussrunde Abschied zu nehmen. Bewegt von der Erfahrung erklärte ich, dass mir die Gruppe fehlen würde, wenn sie abgereist seien. „Ihr werdet mir wirklich fehlen“, sagte ich. „Eure Stimmen werden mir hier fehlen! Aber ich habe ja einen Trick gefunden, wenigstens Eure Stimmen hier zu behalten. Wir haben sie ja aufgenommen...“

Die Idee, die Wahrnehmungen und Empfindungen der Teilnehmenden als Soundfiles aufzunehmen und hörbar zu machen, habe ich aus dem anfangs skizzierten Projekt „Sound in the Silence“ mitgenommen. Dass Jugendliche und junge Erwachsenen ihre Worte, Stimme und Haltung zu dieser Geschichte finden und dem Ausdruck verleihen, also selber Akteure in der Erinnerungskultur werden, scheint mir hilfreicher, als die bloße Belehrung über diese Geschichte. Die Nachgeborenen (und das schließt die Geflüchteten ein) haben weniger die Pflicht, zu erinnern, als vielmehr das Recht, sich in dieser Geschichte auszukennen. Wer sie nicht vor Augen hat, hat sie im Nacken. Wer nicht weiß, was damals geschah, wie eine kultivierte Gesellschaft schrittweise gekippt ist, wird die Risiken eines gesellschaftlichen Kippens in der Gegenwart kaum erkennen können, oder erst, wenn es zu spät ist. Auf der schiefen Ebene gibt es am Ende kein Halten.

Die mit „All in“ erprobte Methode hat sich auch in anderen Gruppen bewährt. 2018 haben wir sie z. B. in einer deutsch-tschechischen Jugendbegegnung angewandt. Die tschechischen Teilnehmer schienen schon erstaunt, wie vielfältig mit Blick auf die Herkunft eine Berufsschulklasse aus Frankfurt/Main sein kann. Wieder waren wir in dem einstigen Haus des Kommandanten, wieder hörte ich die unterschiedlichen Stimmen und Sprachen. Und wieder erzählte ich der Gruppe von meiner Wahrnehmung der Genugtuung. Spontan ergänzte ich die Aufforderung: „Und jetzt zeigt mir mal Euren Finger für den Kommandanten!“ Einer der Frankfurter Schüler hatte erkannt, dass ich auf den Mittelfinger abzielte, traute sich aber nicht. Erst als ich dem Kommandanten meinen Mittelfinger zeigte, trauten sich alle. Es hatte etwas sehr befreiendes, im früheren Haus des Kommandanten zu stehen und ihm den Mittelfinger zu zeigen.

Gedenkstättenfahrten neigen – gerade im schulischen Setting – dazu, durch einen oft unausgesprochenen, aber deutlich sozial erwünschten Kanon von Verhaltensformen eine irgendwie verdruckste Haltung zu befördern, weil man bloß nichts falsch machen will.

Von 2008 bis 2014 nahm die Ravensbrück-Überlebende und Psychoanalytikerin Margrit Wreschner-Rustow am Generationenforum teil. Zwischen uns entstand eine enge professionelle und freundschaftliche Bindung. Gespräche mit ihr, mit der Psychologin Batsheva Dagan und den anderen Überlebenden haben meinen bereits im Psychologie-Nebenfachstudium geschulten Blick auf das Fordernde, auch Überfordernde, Toxische einer Beschäftigung mit den nationalsozialistischen Massenverbrechen geschärft. Margrit erklärte mir sehr nachdrücklich, dass ich bei der Einstellung neuer Mitarbeiter:innen darauf achten sollte, dass diese über „einen guten Humor“ verfügen, mit denen sie sich und anderen ermöglichen, auch Abstand zum historischen Schrecken zu halten. Ohne ihren guten Humor hätte sie die drei Lager, in denen sie war, nicht überlebt. Und sie sagte: „Ihr müsst Euch was trauen!“

Es geht gegen bürgerliche Konventionen jemandem den Mittelfinger zu zeigen. Wer aber, wenn nicht der einstige KZ-Kommandant, hätte es verdient, dass man ihm den Finger zeigt? Auch wenn das aus dem sicheren Abstand von mehr als 77 Jahren geschieht.

Am Ende des „All in“-Seminars erzählte einer der Teilnehmer, dass er 19 Tage auf dem Mittelmeer zugebracht habe. Dort habe er den Tod gesehen. Nicht nur den eigenen vor Augen, sondern auch das Sterben anderer. Da habe er gedacht: „Ich kann mir nur sagen: ist doch egal, was der Welt passiert. Ich werde sterben oder... ist egal. Ich denke nicht an Zukunft, ich denke nicht an Vergangenheit. Ist doch egal. In diesen zwei Tagen [in Ravensbrück] bin ich richtig aufgewacht. Dass man was machen kann, man hat was zu tun.“

Literaturverzeichnis:

Adorno, Theodor W. (1959): Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: ders.: Gesammelte Schriften, Band 10: Kulturkritik und Gesellschaft 1/2, Frankfurt a. M., S. 555-572

Adorno, Theodor W. (1966): Erziehung nach Auschwitz, in: ders.: Gesammelte Schriften, Band 10: Kulturkritik und Gesellschaft 1/2, Frankfurt a. M., S. 674-690

Assmann, Aleida (2013): Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention, München

Brendler, Kurt (1991): Die Unumgänglichkeit des „Themas“ Holocaust für die Enkelgeneration, in: Brendler, Kurt / Rexilius, Günter: Drei Generationen im Schatten der NS-Vergangenheit, Wuppertal, S. 220–258

Czollek, Max (2020): Gegenwartsbewältigung, München

Dagan, Batsheva (2010): An die, die zögern zu fragen, in: dies.: Gesegnet sei die Phantasie – verflucht sei sie! Erinnerungen von „Dort“, Berlin

Georgi, Viola (2003): Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg

Giesecke, Dana/Welzer, Harald (2012): Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur, Hamburg

Gryglewski, Elke (2013): Anerkennung und Erinnerung. Zugänge arabisch-palästinensischer und türkischer Berliner Jugendlicher zum Holocaust, Berlin

Gryglewski, Elke (2015): Gedenkstättenarbeit in der heterogenen Gesellschaft, in: Gryglewski, Elke/Haug, Verena/Kößler, Gottfried/Lutz, Thomas/ Schikorra, Christa (Hg.):

Gedenkstättenpädagogik. Kontext, Theorie und Praxis der Bildungsarbeit zu NS-Verbrechen, Berlin, S. 166-178

Haug, Verena/Thimm, Barbara (2007): Projektdokumentation „Aus der Geschichte lernen?“ Entwicklung zeitgemäßer Seminarkonzepte zur Vermittlung der NS-Geschichte insbesondere an Gedenkstätten im Kontext einer historisch-politischen Bildungsarbeit in Demokratie fördernder Perspektive. Dachau: Jugendgästehaus Dachau, 2007, 13.
<http://www.cap.lmu.de/download/2007/gedenkstaetten.pdf> (11.09.2022)

Heyl, Matthias (2017): Die nationalsozialistischen Massenverbrechen sind bei den Deutschen *gut aufgehoben*. Selbstbilder erfolgreich geleisteter Aufarbeitung in der Bundesrepublik nach 1990 und das Unbehagen an der Erinnerungskultur, in: Mendel, Meron/Messerschmidt, Astrid (Hg.): Fragiler Konsens. Antisemitismuskritische Bildung in der Migrationsgesellschaft, Frankfurt/M. / New York, S. 133-154

Siebeck, Cornelia (2015), „... und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“. Postnationalsozialistische Identitäts- und Gedenkstättendiskurse in der Bundesrepublik vor und nach 1990, in: BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER NATIONALSOZIALISTISCHEN VERFOLGUNG IN NORDDEUTSCHLAND, Jg. 2015, H. 16., S. 29–41

Sutor, Bernard (2002): *Politische Bildung im Streit um die „intellektuelle Gründung“ der Bundesrepublik Deutschland. Die Kontroversen der siebziger und achtziger Jahre*. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 52 (B45), S. 17-27

Internetquellen:

Zum Projekt „All in“:

<https://youtu.be/ysBsQN6cdV8>, letzter Aufruf 11.09.2022

Zum Projekt „Sound in the Silence“:

<https://www.ravensbrueck-sbg.de/meldungen/text-unseren-gedenkdienstleisters-wurde-teil-der-performance-von-sound-in-the-silence/>, letzter Aufruf 11.09.2022

<https://www.diemotte.de/de/sound-in-the-silence/ravensbruecker-generationenforum-meets-sound-in-the-silence-2019/>, letzter Aufruf 11.09.2022

<https://youtu.be/PlpBuGlqXio>, letzter Aufruf 11.09.2022

Autor:innenbeschreibung:

Dr. Matthias Heyl, M.A., Jg. 1965, seit 2002 Leiter der Bildungsabteilung der Gedenkstätte Ravensbrück und pädagogischer Leiter der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Ravensbrück.
hey1@ravensbrueck.de · www.ravensbrueck.de · www.hey1-online.eu